

HERBERT WILHELMY:

Reisanbau und Nahrungsspielraum in Südostasien

Kiel: Ferdinand Hirt Verlag 1975, 100 S.

Diese kleine Schrift beruht auf zwei Informationsreisen (der Verfasser nennt sie „Forschungsreisen“, S. 8) in den südostasiatischen Raum und der Auswertung überwiegend geographischer Literatur. Sie ist von einem Geographen für Geographen geschrieben. Der publizierende Verlag läßt befürchten, daß vor allem Schulgeographen und Schüler die Adressaten sind.

Der Verfasser trägt eine Reihe nicht immer verlässliche oder doch veraltete Daten und Angaben kompilatorisch über die Reiswirtschaft in Südostasien zusammen, für die der Titel oft nur einen allgemeinen Bezugsrahmen darstellt. Inhaltlich geht der Verfasser von der These aus, daß eine künftige Hungerkatastrophe nur durch zwei Maßnahmenbündel eindämmbar sei: durch Verminderung des Bevölkerungswachstums mittels Geburtenbeschränkung und durch die „Steigerung der Agrarproduktion in den Ländern der Dritten Welt unter Einsatz aller sich bietenden technischen Mittel“ (S. 6). Versorgungsengpässe sieht er nicht nur von der Höhe der Hektarerträge abhängig, sondern mehr noch von der (statistischen) Höhe der Pro-Kopf-Erzeugung (im Landesdurchschnitt). Relativ dünn besiedelte Länder wie Burma, Thailand und (früher) Vietnam würden daher auch die größten (südostasiatischen) Reisexporteure sein (S. 46). Folgerichtig läßt sich für den Verfasser das Nahrungsmittelproblem an den aktuellen Reisimporten statistisch erfassen. Mithin zeige auch das Versiegen dieser Importe, wie etwa in den Philippinen, eine Überwindung des „chronischen Reisdefizits“ an (S. 48). Dies ist jedoch ein Trugschluß, dem allerdings auch die meisten Regierungen dieser Ländern (gerne) unterliegen. Es wird hier der tatsächliche Bedarf mit der aktuellen (kaufkräftigen) Nachfrage verwechselt. Nur letztere kann sich auf dem Markt artikulieren und u. U. — bei lokalen Knappheitserscheinungen — Importe notwendig machen. Die unteren 20 bis 40 Prozent, meist gerade auch der ländlichen Bevölkerung, die nicht nur relativ, sondern auch absolut arm sind, sind jedoch meist nicht in der Lage ihren Nahrungsmittelbedarf auf dem Markt (in vollem Umfang) zu artikulieren (noch durch Eigenproduktion zu decken).

Sie sind daher chronisch unterernährt. Dies kann grundsätzlich natürlich auch auf sog. „Überschußgebiete“ zutreffen, in denen der Überschuß durch ökonomische und außerökonomische Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse realisiert wird (etwa wenn der exportierte Reis, wie früher in Vietnam, vorwiegend aus den Pächterträgen der Großgrundbesitzer stammt [S. 47]. Eine Überwindung des Problems des Hungers und der Unterernährung durch Maßnahmen zu erwarten, die allein auf Hebung der (agrarischen) Produktion und Produktivität abzielen, übersieht aber die Hauptursache des Hungers: die mangelnde Kaufkraft breiter Schichten aufgrund niedriger Masseneinkommen. Der Versuch, dieses Problem durch staatliche Subventionen (der Nahrungsmittel) an die Verbraucher zu lösen, wie es in Sri Lanka versucht wurde, ist auf die Dauer kaum zu finanzieren. Produktionsförderungsprogramme, wie sie Wilhelmy beschreibt — Vergrößerung der Anbaufläche, Verbesserung der Agrartechnologie — können nur bedingt und gelegentlich eher zufällig zur Problemlösung beitragen (etwa durch die Senkung der Nahrungsmittelpreise durch reichlicheres Angebot). Im allgemeinen beschwören sie zudem die Gefahr herauf, den Proletarisierungs- und Marginalisierungsprozeß der abhängi-

gen ländlichen Schichten noch weiter zu verschärfen. Die politischen Entscheidungsträger in vielen nationalen und internationalen Entwicklungsagenturen haben dieses Problem seit einigen Jahren auch erkannt und versuchen, meist allerdings mehr oder weniger halbherzig, in sog. Kleinbauernprogrammen ihm Rechnung zu tragen, d. h. Produktionsleistung und Einkommen kleiner Bauern gezielt zu fördern (wobei die Landlosen und Marginalbauern allerdings nach wie vor meist noch vernachlässigt werden). Von diesen Programmen berichtet Wilhelmy nichts. Vielmehr beschreibt er Australien, wo „großflächig unter Einsatz leistungsfähiger Maschinen“, die höchsten Hektarerträge in der Welt erzielt werden, als „Vorbild“ für eine „durchgreifende Modernisierung“ (S. 83). Auch für die südostasiatischen Reiskulturen befürwortet er den Einsatz „größerer Landmaschinen (Ackerschlepper, Drillmaschinen, Mährescher)“ (S. 68) und sieht die australischen Methoden eigentlich nur deshalb nicht generell auf diese Länder übertragbar an, da sie nur auf „möglichst ebenem Gelände“ anwendbar seien (S. 84).

Ebenes Gelände gibt es nicht überall, aber sicherlich genug in Südostasien. In den Philippinen läuft auch schon seit 1974 ein von der Regierung induziertes Programm, in dem private Gesellschaften, großflächig und unter Einsatz von Großmaschinen und gelegentlich auch von Flugzeugen, Reis anbauen, unter z. T. gewaltsamer Vertreibung bisher ortsansässiger sog. „squatter“ (d. h. Bauern ohne Landtitel) und unter sparsamer Verwendung von Arbeitskräften¹).

Eine andere Fehldeutung kann auch nicht ganz unwidersprochen bleiben. Obwohl sie in der entwicklungspolitischen und entwicklungstheoretischen Diskussion der letzten Jahre längst als weitgehend unbrauchbar abgelehnt wurde, ist sie bei Wilhelmy offenbar noch eine zentrale Kategorie, wird in der vorliegenden Schrift mehrmals angesprochen (S. 7, 8, 19, 20, 34, 69, 88) und wurde von ihm jüngst sogar noch einmal Gegenstand eines Aufsatzes gemacht (der allerdings nur noch einmal das Material dieses Heftes repetiert²): die Vorstellung, daß die Entwicklungsfähigkeit durch die „grundsätzlich andersartige Mentalität der Menschen“ begrenzt werde, die ihren Ausdruck finde „in dem weitgehenden Fehlen eines rationalen wirtschaftlichen Denkens, das unser Tun und Handeln beherrscht, das man aber bei Menschen vermißt, deren ganzes Leben nicht diesseitsbezogen ist wie das unsrige, sondern in religiös begründeten, weltabgewandten Vorstellungen seine Erfüllung findet“ (S. 7). Deshalb würde der Reisbauer bis in die jüngste Zeit keinen Mineraldünger verwenden (S. 34) oder auch nur sehr zögernd Landmaschinen einführen (S. 69). Daß dies damit zusammenhängen kann, daß die Bauern (absolut) zu arm sein könnten oder Ertragssteigerungen ungewiß sind (wie Wilhelmy beim Dünger selbst schreibt), vor allem, daß das größere Risiko höherer Investitionen — angesichts unvermeidbar regelmäßig auftretender Naturkatastrophen (Taifune, Überschwemmungen, Trockenheit, Rattenplage, Pflanzenkrankheiten) — mit möglichen Gewinnerwartungen abgewogen werden muß, und daß Bauern am Existenzminimum hier notwendigerweise eher konservativ entscheiden, hat sich dem Verfasser noch nicht erschlossen.

Es ist immer wieder bestürzend zu sehen, wie hochmütige Städter und Europäer, die die Bauern nicht verstehen, ihre eigene Ignoranz durch die scheinbare „Irrationalität“ der anderen zu legitimieren versuchen. In der Entwicklungspolitik ist damit schon sehr viel Schaden angerichtet worden. Rolf Hanisch

1 Vgl. dazu: Rolf Hanisch: Growth or Equity, *Intereconomics*, No. 5, 1976, p. 148—149.

2 Soziale, mythische und religiöse Bindungen im Reisanbau, in: *Indo Asia*, Juli 1977, S. 257—265.